

Laibacher Zeitung.

Nr. 300.

Pränumerationspreis: Im Comptoir ganzj. fl. 11, halbj. fl. 5.50. Für die Zustellung ins Haus halbj. 50 kr. Mit der Post ganzj. fl. 15, halbj. fl. 7.50.

Dienstag, 31. December

Insertionsgebühr bis 10 Zeilen: 1mal 60 kr., 2mal 80 kr., 3mal 1 fl.; sonst pr. Zeile 1m. 6 kr., 2m. 8 kr., 3m. 10 kr. u. s. w. Insertionsstempel jebeim. 30 kr.

1867.

Pränumerations-Einladung.

Mit 1. Jänner 1868 beginnt ein neues Abonnement auf die „Laibacher Zeitung.“ Durch Vermehrung des Blattes um eine Columnne, welche einen reicheren Inhalt ermöglicht, und durch vielfältige Aufsätze über Landesangelegenheiten, hauptsächlich in land- und forstwirtschaftlicher Beziehung, sowie durch eine reichhaltige Localrubrik und Wochenchronik und durch Original-Feuillets verschiedenen, theils unterhaltenden theils belehrenden Inhaltes, waren wir bestrebt, alten Anforderungen zu entsprechen. Wir werden auch das Gebiet der Unterhaltungslecture nicht vernachlässigen und demnächst mit einer neuen spannenden Original-Novelle von einem durch seine Arbeiten vielfach bekannten vaterländischen Schriftsteller beginnen und überhaupt, von mehreren vaterländischen Kräften unterstützt, auch ferner alles aufbieten, um das Interesse an unserem Blatte zu erhöhen. Wir ersuchen wiederholt alle Freunde des Vaterlandes und der Principien, welche unser Blatt vertritt, um ihre Mitwirkung.

Die Pränumerations-Bedingungen bleiben unverändert:

Ganzjährig mit Post, unter Schleifen versendet
halbjährig „ „ „ „
ganzjährig im Comptoir unter Couvert
halbjährig „ „ „

15 fl. — fr.
7 „ 50 „
12 „ — „
6 „ — „

Ganzjährig für Laibach, in's Haus zugestellt
halbjährig „ „ „
ganzjährig im Comptoir offen
halbjährig „ „ „

12 fl. — fr.
6 „ — „
11 „ — „
5 „ 50 „

Die Pränumerations-Beträge wollen portofrei zugesendet werden.

Laibach, im December 1867.

Ignaz v. Kleinmayr & Fedor Bamberg.

Des h. Feiertages wegen erscheint die nächste Nummer am Donnerstag.

Nichtamtlicher Theil.

Das Jahr 1867.

Laibach, 31. December.

T: Das Jahr 1867 ist zu Grabe gegangen; es hat zwar manche Verwicklungen im Gefolge gehabt, jedoch glücklicher Weise nicht solche, welche für Oesterreich eine Störung des Friedens zur Folge gehabt haben.

Gleich im Beginne desselben schien die Luxemburger Angelegenheit eine drohende — den europäischen Frieden gefährdende Gestalt anzunehmen; es gelang indessen der Diplomatie ausnahmsweise, ein Arrangement zur Beschwichtigung der beteiligten Mächte zu finden, und Oesterreich darf sich rühmen, wesentlich dazu beigetragen zu haben, daß der Friede erhalten blieb. Ob die Verständigung zwischen Frankreich und Preußen trotz des friedlichen Conferenzergebnisses eine aufrichtige war, scheint noch immer sehr zweifelhaft; man muß eben nur wünschen und hoffen, daß das Mißtrauen, welches sich in dem unverkennbaren Wettstreit nach einer vollkommenen Heeresorganisation und Bewaffnung und vielleicht auch in nicht offenen Rüstungen kundgibt, keinen neuen Zündstoff findet, und daß daher die neu geschaffene sogenannte deutsche Frage wenn nicht für immer, so doch für die nächste Zeit schlummern bleibt.

Unsere Regierung und Reichsvertretung hat die kostbare Friedenszeit eifrig und redlich dazu benützt, um die Consolidirung unserer inneren Verhältnisse anzustreben. Die Krönung des Herrscherpaares in Ungarn, die sofortige Anbahnung des nunmehr dem Abschlusse nahen und jedenfalls gesicherten Ausgleiches mit Ungarn, und die Begründung des wahrhaft constitutionellen Systems durch liberale Verfassungsgeetze, sowie die Ernennung eines parlamentarischen Ministeriums sind Errungen eines Jahres, welche das Jahr 1867 für uns stets als ein denkwürdiges erscheinen lassen werden.

Auch in sonstiger Beziehung kann das Jahr 1867 für Oesterreich als ein segensreiches gelten. Während der König von Preußen in seiner Thronrede bei Eröffnung des Landtages am 15. November hervorhob, daß die Erde in einem Theile seines Staates dem Bedürfnisse nicht entspreche und daß der Druck der Unsicherheit auf dem Verkehre lastet, — während der Kaiser der Franzosen bei Eröffnung der Kammern die nicht gute Ernte und die damit verbundene Theuerung beklagte und trotz der Industrieausstellung in Paris zu bedauern fand, daß die industrielle und Handelsbewegung Rückschritte gemacht hat, — während endlich im Norden Europa's wegen allgemeinen Mißwachses großer Nothstand herrscht — hat uns der Himmel fast durchgehends und, mit Ausnahme verhältnismäßig kleiner Landstriche, mit einer reichlichen Ernte gesegnet. Wir haben daher auch das seltene, erfreuliche Schauspiel, daß unsere Naturproducte einen massenhaften Absatz ins Ausland finden, und wenn eben deshalb, ungeachtet der guten Ernte, die Preise der Lebensmittel da und dort steigen, so kann und muß man sich damit trösten, daß die mit dem Aufschwunge unseres Exporthandels verbundenen Vortheile wesentlich dazu beitragen, den National-

wohlstand zu heben, die Valutaverhältnisse zu bessern und die Steuerkraft im Reiche zu erhöhen. Ueberhaupt hat sich unser Verkehr seit dem unglücklichen Vorjahre bedeutend gehoben und selbst unsere Eisenindustrie, die schon am Rande des Grabes stand, erblüht überall wieder zu neuem Leben. Die sichtliche Besserung der volkswirtschaftlichen Zustände des Reiches berechtigt zur Hoffnung, daß auch die Herstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte — als die Grundbedingung geordneter Finanzzustände — so wie die Regelung unserer Finanzen überhaupt gelingen wird, ohne dem Staatscredite nahe zu treten.

Für Oesterreich — wir müssen es dankbar anerkennen — war das Jahr 1867 ein glücklicheres, als für manches andere Reich. England leidet — abgesehen von der kostspieligen abessynischen Expedition — an großer Theuerung und an dem höchst gefährlichen Treiben der Fenier, welche trotz aller Strenge immer fester hervortreten. Frankreich empfindet den Druck der Unsicherheit, über den der König von Preußen in seiner Thronrede klagt, nicht weniger als Preußen, während die liberalen Elemente — aufgeschreckt durch die römische Expedition — sich mehr und mehr gegen die imperialistische Allgewalt sträuben, welche für Alle denken und handeln will. Spanien hatte auch im Jahre 1867 seine periodisch wiederkehrenden Putzche, die der conservativen Partei den willkommenen Anlaß bieten, noch conservativer zu sein. Das heißblütige Königreich Italien mit seinen unfertigen, nichts weniger als rosigten inneren Zuständen hat die unzeitige Sehnsucht nach seiner natürlichen Hauptstadt mit blutigen Kämpfen bezahlt, und die von Kaiser Napoleon projectirte Conferenz — ein todtgebornes Kind — wie es scheint, würde die römische Frage nach Italiens Wünschen nicht gelöst haben. Rußland hat in mehreren großen Provinzen Hungersnoth, und obwohl die Macht dieses Reiches von mancher Seite geradezu verhimmelt wird, weiß doch die ganze Welt, daß seine finanziellen und volkswirtschaftlichen Zustände keine beneidenswerthen sind. Das türkische Reich, dessen Beherrscher im Jahre 1867 zum Staunen der Welt seine Residenz verließ, um die Pariser Ausstellung zu sehen und zugleich eine Rundreise in Europa zu unternehmen, kann trotz aller Reformversprechungen keine Ruhe finden; es wird jedoch ungeachtet der Rüstungen Serbiens seine Existenz gewiß auch noch fernerhin behaupten.

Wir stehen mit einigem Bangen vor dem Jahre 1868 und fragen uns, ob der Friede, dessen wir so sehr bedürfen, erhalten bleiben wird. Das alte Schreckbild — die orientalische Frage — erhebt drohender als je ihr Antlitz und die nächste Kriegsgefahr, die uns bevorsteht, dürfte wahrscheinlich von Osten kommen. Wir glauben jedoch, daß diese Gefahr noch bei weitem nicht so nahe ist, als manche denken, und daß die gefährteste Krisis im nächsten Jahre noch immer nicht eintreten wird, denn es dürfte kaum irgend eine Macht das Wagniß unternehmen, in dieser Frage die Initiative der gewaltsamen Lösung zu ergreifen, so lange nicht anderweitige Verwicklungen austauschen, welche vor der Hand nicht in naher Aussicht stehen. Abgesehen übrigens davon, daß nicht wir allein, sondern alle Staaten des Friedens nothwendig bedürfen, so sind überdies gerade die Heere derjenigen Staaten, denen man kriegerische Absichten unterlegt, mit den modernen Waffen weder ganz versehen noch ganz vertraut, und bei der großen Rolle, welche die Waffen und deren sicherer und stinker Gebrauch derzeit im Kriege spielt, dürfte selbst die größte Kampflust Be-

denken tragen, sich blindlings in den Krieg zu stürzen. Wir scheiden also von dem Jahre 1867 mit begründeten Friedenshoffnungen für die nächste Zukunft, müssen jedoch gleichwohl den Wunsch aussprechen, daß mit der gänzlichen Vollendung unseres Verfassungswerkes und mit der Ordnung unserer inneren Verhältnisse nicht gezögert werde, damit wir von unvorhersehbaren Ereignissen nicht in unfertigen Zuständen überrascht werden.

Indem wir somit vom Jahre 1867 Abschied nehmen, gedenken wir noch mit Wehmuth der traurigen Katastrophe in Mexiko, die ganz Oesterreich mit Schmerz erfüllt hat. Wir constatiren, daß kaum je irgend ein Unglück eine so allgemeine Theilnahme erregt hat, als der Tod des heldenmüthigen Kaisers Maximilian, dessen Reichthum nun bald in dem Heimatlande ruhen wird.

Oesterreich.

Wien. (Noch einmal der „Invalide.“) Die „W. Abdt.“ schreibt: Während die meisten der Wiener Blätter den vielbesprochenen Artikel des „Invaliden“ in einer Weise behandeln, welche eben so sehr von einem richtigen Verständniß der Verhältnisse als von patriotischer Abwehr zeugt, läßt sich ein Blatt, das sich „Das Vaterland“ nennt, „von der polnischen Grenze“ (Correspondenzorte sind geduldig) einen Artikel schreiben, welcher das Echo jenes Artikels in den übrigen russischen Blättern beglücklicherweise wiederholt und dabei hervorhebt, daß „eigenthümlicher Weise“ die von uns seinerzeit als plumpe Erfindung bezeichnete Behauptung, Freiherr v. Beust habe gelegentlich seiner Reise nach Paris und London die dortigen Cabinette für eine Einverleibung Bosniens und der Herzegowina zu stimmen gesucht, doch wieder die Kunde durch die russischen Blätter mache, woraus das „Vaterland“ folgert, daß jenes Dementi der „Wiener Zeitung“ „selbst für den Naivsten kaum etwas mehr als eine officielle Eithaltung gewesen sei!“ Wir nehmen hievon nur deshalb Notiz, weil wir dadurch Gelegenheit erhalten, das betreffende Dementi zu wiederholen und jene Erfindung nochmals als eine plumpe zu bezeichnen, wobei der „Naivste“ begreifen wird, daß, wenn nur der geringste Schein von Wahrheit daran gewesen wäre, eine Bestätigung sowohl in Paris als in London nicht ausgeblieben sein würde.

Mähren. (In den Kreisen der slavischen Landbevölkerung) hat die Stimmung einen bedeutenden Umschlag gefunden. Man ist der unfruchtbaren Hagen und Agitationen, die von Seite der Ultra's angestiftet wurden, herzlich müde geworden, und beginnt nun einzusehen, daß der eingeschlagene Weg nur dazu führen könne, die materiellen Interessen der Bevölkerung zu schädigen. Die Massen beginnen sich nun allmählig von den gefährlichen Führern loszulösen und eine gesunde Politik zu befolgen. Mit gutem Beispiele gingen bei den letzten Wahlen in Mähren die Bewohner von Ungarisch-Brod voran, die den exclusiv nationalen Führer nicht einen Mann wählten, in dessen politischem Charakter sie die Bürgschaft einer versöhnlichen und vermittelnden Richtung in dem Meinungsstreite der Nationalitäten des Landes erblickten. Außerdem gaben sie in ihrer Wahl ein laut sprechendes Zeugniß, daß sie inmitten der allgemeinen Bewegung, welche die Geister umfaßt hat, um die Fesseln des Concordates abzuschütteln, auf jener Seite stehen, wo die Freiheit und die Emancipation des Geistes ihr Panier aufgeschlagen.

Ausland.

Florenz, 28. December. (Päpstliche Staats-schuld.) Die „Italienische Correspondenz“ berichtet die verbreiteten Gerüchte bezüglich der aus dem italienischen Staatsschatz fälligen päpstlichen Staatsschuld. Die Rückzahlung der tilgbaren Rente im beiläufigen Betrage von zehn Millionen habe sofort nach Abschluß der Convention vom 7. December begonnen und keine Unterbrechung erlitten; im Uebrigen sei die nächste Verfallszeit noch einige Monate entfernt. Was die untilgbare Rente im Betrage von ungefähr sieben Millionen betrifft, so haben die Verhandlungen, um eine Uebertragung derselben zu bewirken, bis zur Zeit der letzten Ereignisse noch zu keinem Ergebnisse geführt. Die Correspondenz sagt, man könne allerdings nicht leugnen, daß zwischen der Theilung der päpstlichen Schuld und der Räumung Roms durch die Franzosen ein Zusammenhang existire. — Der „Etandard“ erfährt, daß trotz der Weigerung Italiens, seine eingegangene Verbindlichkeit zu erfüllen, die päpstliche Regierung die Coupons vollständig auszahlen werde.

— (Ueber den Stand der italienischen Ministerkrisis) theilt man der „France“ Folgendes mit: General Menabrea findet Schwierigkeiten in der Bildung des neuen Ministeriums in dem Umstande, dem Minister des Innern, Guallireo, einen Nachfolger zu geben. Dieser Minister muß jedenfalls ersetzt werden, da besonders gegen ihn das Votum gerichtet war, in Folge dessen das Ministerium Menabrea seine Entlassung gab. In Florenz glaubt man, Menabrea werde kaum vor dem 15. Jänner eine definitive Entscheidung treffen; um diese Zeit versammelt sich der Senat und werden auch die Debatten über die Erklärungen stattfinden, die von General Cialdini angekündigt sind. Ohne Zweifel wird Menabrea in Folge dieser Debatte ein zweites Vertrauensvotum von Seite der Deputirtenkammer provociren; sollte auch dieses Votum ihm nicht günstig sein, so dürfte das Parlament aufgelöst und direct an die Meinung des Landes appellirt werden.

Paris, 27. December. (Fortsetzung der Sitzung des gesetzgebenden Körpers.) Buffet unterstützt das Amendement Couvets und sagt, die Auslassungen der Regierung beunruhigen die öffentliche Meinung. Das im Amendement entwickelte System würde einen Effectivstand von 500.000 Mann geben, welche genügen würden. Frankreich benötige nicht nur Soldaten sondern auch Bauern, Handwerker und wissenschaftlich gebildete Leute. Das Land verlange, daß es nicht gegen seinen Willen in einen Krieg verwickelt werden könne. Die einzige Garantie, welche es dafür haben könne, sei die ministerielle Verantwortlichkeit, welche sich, seitdem die Minister in der Kammer anwesend sind, täglich mehr begründet. Chesnelong sagt, man müsse die Gründe der Regierung in Bezug auf die Contingentshöhe acceptiren, aber er verlange als Gegenleistung das Recht, die Dienstzeit zu bestimmen. Calve-Rogniat zieht sein Amendement zurück. Das Amendement Couvets wird mit 177 gegen 81 Stimmen verworfen.

Marseille, 28. December. (Nachrichten aus Rom) vom 26. December zufolge haben die Cardinale gestern nach Beendigung der Messe den Papst zum Beginne des neuen christlichen Jahres beglückwünscht. Der Papst antwortete aus dem Stegreife, indem er einen Vergleich zwischen der moralischen Lage Jerusalems und Roms zur Zeit der Geburt Christi anstellte. Damals war Judäa durch feindliche Parteien tief gespalten und

zerrissen, während Rom ein Bild der Kraft und Macht darbot. Heute biete Rom noch das Beispiel der vollkommensten Einheit, jener der Kirche dar, welche alle Kräfte der Gläubigen der ganzen Welt concentrirte, während ihre Feinde, in Parteien gespalten, ihren eigenen Verfall beschleunigen müssen, dennoch aber ohne Zweifel einen letzten Angriff versuchen werden. Er betont die Nothwendigkeit, wachsam zu sein, zu beten und auf alles gefaßt zu sein. Er segnete hierauf das Ehrenschwert, welches dem Fürsten angeboten werden soll, der sich als Vertheidiger des heiligen Stuhles am meisten verdient gemacht hat. Weitere Briefe aus Rom versichern, der preussische Gesandte sei beauftragt worden, der päpstlichen Regierung zu erklären, daß Preußen den Rom betreffenden Erklärungen Rouhers beitrete.

Madrid, 27. December. (Cortesseröffnung.) Ihre Majestät die Königin von Spanien hat heute die Cortes eröffnet. Auf der Fahrt in den Straßen Madrids wurde Ihre Majestät mit den lebhaftesten Zurufungen begrüßt. Die Verlesung der Thronrede wurde zu wiederholten malen durch enthusiastische Kundgebungen der Versammlung unterbrochen. Die Thronrede constatirt die Ruhe im Innern und die freundschaftlichen Beziehungen zu den europäischen Mächten. Spanien habe dem Kaiser der Franzosen seinen moralischen und materiellen Beistand zu Gunsten des Papstthumes angeboten. Die Regierung verzichtet auf alle außerordentlichen Vollmachten und kündigt die Einbringung von Gesetzen über den öffentlichen Unterricht und das Gleichgewicht des Budgets an.

Athen. (Die Entlassung des Ministers Kumnuduros in Athen) steht, wie der Debatte mitgetheilt wird, im genauesten Zusammenhang mit dem Programm der Enthaltung und der Reserve, zu welchem König Georgios sich bekannt hat, ohne seine Sympathien mit den Candidaten zu beistimmen, und ohne irgendwie den Ansprüchen zu entsagen, welche griechischer Ansicht nach für des Königreichs Existenz Bedingungen sind. Kumnuduros dagegen wollte die Dinge zum Bruch, zur Katastrophe treiben, und nachdem er für eine solche Abenteuerpolitik der Kammer gegenüber sich engagirt hatte, blieb dem König nichts anders übrig, als den Minister zu desavouiren. Es wird vielleicht nunmehr nothwendig werden, die Kammer aufzulösen und an die Nation zu appelliren; der König scheint hiezu bereit zu sein, und er dürfte an Bulgariens einen Minister gefunden haben, der ein hinlängliches Ansehen genießt, um diesen Schritt zu wagen. — Die Nachricht, Königin Olga habe auf ihre Kosten Schiffe ausgerüstet behufs Unterstützung der candidotischen Insurgenten, wird von unterrichteter Seite als aus der Luft gegriffen bezeichnet.

New-York, 17. December. (Congreß. — Negerunruhen befürchtet. — Hungersnoth. — Fenier.) Der Congreß verweigert mit 83 gegen 55 Stimmen die Erwägung von Butlers Resolution, die Staatsschulden nicht mit Gold einzulösen. Ähnliche Resolutionen befinden sich noch vor dem Finanzcomité. Mit Parteivotum von 117 gegen 32 Stimmen erklärt der Congreß, die Reconstructions-politik aufrechtzuerhalten, und tadelt Johnson wegen dessen Antrag auf Widerruf derselben. — Die Proclamation des Gouverneurs von Mississippi befürchtet die Absicht der Neger, die Theilung der Länder gewaltsam vorzunehmen, falls der Congreß bis Neujahr nicht darin willfahrt. Der Gouverneur erklärt die Unmöglichkeit der Vertheilung

der Grundstücke, er verheißt alle Gewaltschritte zu vereiteln, er ermahnt die Neger zur Arbeit und zum Gehorsam gegen die Gesetze. — Die von General Gilman mitunterzeichnete Ortsproclamation befiehlt, daß alle weißen Negerdemagogen, wenn dieselben aufreizen, sofort verhaftet werden. — In Louisiana ist das Elend groß, Tausende sind dem Hungertode ausgesetzt. — Es wird die Versöhnung der beiden streitenden Fenierfraktionen gemeldet.

Tagesneuigkeiten.

— (Eine principielle Frage.) Dr. Lewinger hat als Anwalt der Sonn- und Montag- und der Börsen-Zeitung das Ersuchen gestellt, es seien sämmtliche gegen diese Blätter anhängigen Preßprocesse bis zur Einführung des Institutes der Schwurgerichte zu vertagen, und motivirt dieses Begehren mit dem Hinweise auf die Bestimmung des Staatsgrundgesetzes über die richterliche Gewalt, wonach Preßprocesse vor die Schwurgerichte gehören.

— (Ein Schatz, der nach Wien kommt.) Man schreibt aus Hannover: Die berühmte hannoversche Silberkammer, in ihrem edlen Metall und Gestein, abgesehen von deren Kunstformen, Millionen werth, erstand eben wieder aus ihrem Grabgewölbe. In der Nacht vor dem Einrücken der Preußen in Hannover wurden schwer beladene Wagen aus dem Schlosse an der Leinstraße zur Eisenbahn gefahren. Es hieß und wurde bis zu diesem Tage geglaubt, jene Wagen hätten die Schätze der Silberkammer gerettet. Inzwischen haben sie im Souterrain des Schlosses geruht, in welchem sie in eben jener Nacht eingemauert wurden. Wenn man weiß, daß in dieses Geheimniß etwa 100 Personen hineingezogen werden mußten, und zum Theil Leute aus den ärmsten Classen, so muß man der Treue, mit welcher dasselbe bewahrt worden, alle Anerkennung zollen. Jetzt ist dieser reiche Schatz ebenso wie das Münzcabinet und der durch seinen Kunstwerth berühmte Reliquienschatz, der Jahrhunderte hindurch auf dem Lüneburger Schlosse aufbewahrt wurde, nach Wien übergeführt.

— (Italienische.) Der 1. italienische Rechnungsführer hat ermittelt, daß im Laufe des Jahres 1866 von Seite der italienischen Beamten 29 Millionen Lire Staatsgelder unterschlagen wurden.

— (Fenier.) Das Christfest ist bis jetzt — schreibt die „Engl. Corr.“ vom 25. d. M. — ohne Störung der öffentlichen Ruhe verlaufen. Weitere Verhaftungen wurden nicht vorgenommen, und von Seite ergrauter Polizisten wird jetzt die tröstliche Ueberzeugung ausgesprochen, daß von den längeren Zeit in der Hauptstadt anhängigen Irländern das Fenierthum Unterstützung weder erhalten noch auch zu erwarten habe. Bereits sind über 30.000 Special-Constablen eingeschoren, unter denen sich viele Irländer befinden. In den meisten Bezirken werden ihnen gewichtige kurze Stöcke und Abzeichen ihrer Würde auf Gemeindelosten geliefert, in einigen haben sich hochstehende Officiere, Generale und Admirale zum freiwilligen Polizeidienste gemeldet, und so sich die freiwilligen Schützencorps in Masse (aber in Civil) einschwören lassen, werden sie vom Volke auf den Straßen mit großem Jubel empfangen und mit Zurufen begrüßt, die für die Fenier, gelinde gesagt, nicht sehr schmeichelhaft klingen. In der Stadt Sunderland wurden bei einem Irländer mehrere Centner Schießpulver confiscirt. Nicht weil er im Verdachte stand, zu den Feniern zu gehören, sondern weil er es gegen Vorschrift in seinem Stabmagazine untergebracht hatte. Aus Irland, und zwar aus Mitchelstown in der Grafschaft Cork, werden einige neue Verhaftungen gemeldet. Sonst scheint auch dort der Christabend ruhig vorübergegangen zu sein.

Seniellen.

Das Gewissen ist kein leerer Schall.

Criminal-Novelle von Leopold Kordesch.

Die Thurmglöken einer größeren süddeutschen Stadt läuteten bei einbrechender Dämmerung eben das Abendgebet, als ein schwerfälliger Stellwagen beim östlichen Stadthore hineinfuhr und vor dem Wauthschranken stehen blieb.

Ein anständig gekleideter Reisender, in den mittleren Jahren stehend, stieg vom Wagen, nahm Reisetasche und Regenschirm heraus, empfahl sich bei der Wagengesellschaft, die etwa noch fünf Personen zählten mochte, und schritt die Hauptstraße entlang dahin. „Gott weiß, läutet es da mit allen Glöken, gerade, als wenn sie Einen begraben wollten!“ — murmelte er vor sich hin, und steuerte gegen die sogenannte Marktvorstadt zu, wo er in dem ihm schon bekannten Gasthause „zum weißen Bock“ einkehren und Nachtquartier nehmen wollte.

Dieser „weiße Bock“ war ein Wirthshauslocale mehr untergeordneten Ranges, hatte sich aber stets vielfachen Zuspruches zu erfreuen, weil Speisen und Getränke gut und billig waren. — Obgleich eigentlich nur als Gasthaus, nicht als Einkehrwirthshaus bekannt, enthielt der „weiße Bock“ im obern Geschosse drei Fremdenzimmer zur Beherbergung von Reisenden. Eines dieser Zimmer mit eleganterer Einrichtung für bessere Passagiere lag abgefordert gegen die Hofseite, die andern zwei größern, welche zusammenhängen, waren gassenwärts situiert und enthielten jedes vier Betten.

Noch waren die Gaslaternen nicht angezündet, als unser Reisender seine Nachtherberge erreichte. Als er durch das Hausthor trat, glitt er mit dem Fuße über etwas Schlüpferiges aus, so daß er zu Boden fiel und sich an der Stirne unbedeutend verwundete.

„Warum ist die Laterne im Vorhause noch nicht angezündet, du alter Maulaff?“ posterte der eben herankommene Gastwirth gegen den Hausknecht, hob den Gefallenen auf und führte ihn unter Entschuldigungen höflich in das Gastzimmer.

„Ein böses Zeichen das!“ bemerkte der Reisende, als er sich, die Stirne wischend, niedergesetzt hatte. „Die Liederlichkeit des alten Sebastian trägt alle Schuld!“ eiferte der Wirth, der beflissen war, eine ins Wasser eingetauchte Serviette dem Fremden auf die Stirne zu legen. Die Verletzung war übrigens ohne alle Bedeutung. Der Wirth fragte den fremden Herrn, ob er über Nacht zu bleiben wünsche, und als dieser es bejahte, befohl er dem Kellner, die Sachen des Angekommenen auf das Fremdenzimmer zu tragen.

Zu der Zeit, als der Fremde eingetreten war, befand sich noch niemand anderer im Locale, als drei junge Burschen, die neben dem Ofen um einen kleinen Tisch saßen und Tarock spielten. Ihr Anzug sah ziemlich abgerissen und dürrig aus, wie von Leuten, die nicht viel auf sich halten.

Bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, müssen wir den freundlichen Leser über die eben erwähnten drei Gefellen etwas näher aufklären. Sämmtliche drei Burschen waren Stadtsöhne, aber von der liederlichsten Sorte. Zwei derselben waren Brüder, hatten ein paar Jahre beim Militär gedient und wurden von dort wegen schlechter Aufführung mittelst Laufpaß entlassen. Der Dritte hatte nach seiner Eltern Tode eine hübsche Wirthschaft sammt

Haus und Hof übernommen, aber binnen wenigen Jahren durch Spiel und liederliches Leben alles vergeudet. Inzwischen waren die drei jungen Leute, von dem precären Verdienste als Träger, Boten, Commissionäre u. dgl. alles zu bestreiten, was sie gemeinschaftlich brauchten. Die besten Einkünfte verschaffte ihnen gewöhnlich das Kartenspiel in kleinen Wirthshäusern und geringern Kaffeehäusern, wo es ihnen nicht selten gelang, irgend einen harmlosen Fremden „heißabzusieben“, wie sie's nannten. Fehltens andere Spieler, so spielten sie unter einander und vergeudeten auf diese Art nutzlos die Zeit. Man nannte sie gewöhnlich nur „das liederliche Kleeblatt.“ Da sie nicht Geld genug besaßen oder zu unordentlich waren, um eine eigene Wohnung zu besorgen, so kam es ihnen ganz gelegen, in dem ordinären Fremdenzimmer beim „weißen Bock“ gegen tägliche Entrichtung weniger Groschen zwei Betten einzunehmen, um so mehr, als sie sich meistens in der Gaststube aufhielten, dort ihr ganzes Geld verzehrten und nach Mitternacht bequem ihre Schlafstellen im Hause auffuchen konnten. Da man ihnen eigentlich nichts absolut Schlechtes zur Last legen konnte, der Wirth bei ihnen seinen Vortheil sah und sie auch nur selten und höchstens auf einen Tag die Beche schuldig blieben, so betrachtete man sie gleichsam als Hausgenossen und der Wirth sah daher oft bei irgend einem ihrer Spielstreiche durch die Finger. — Die Brüder hießen Joseph und Anton Schulz, ersterer 24, letzterer 22 Jahre alt. Der Name des dritten Spielgefallen war Florian Raud, er zählte bereits 28 Jahre und war also Ältester und zugleich Anführer der Gesellschaft.

Der Fremde, von der Reise ermüdet, bestellte ein reichliches Nachtmahl und bemerkte dem Wirth, welcher

Locales.

— (Landescasse.) Gestern hat die Uebergabe des Grundentlastungs- und des Landesfondes an die vom Landesaus- schusse errichtete Landescasse stattgefunden, so daß diese Fonds von heute an, in der Verwaltung des Landes stehen. Das Caffenlocale befindet sich im Burggebäude, ersten Stock.

— (Thierquälerei.) Verwichenen Samstag Vor- mittags fuhr ein rothangestrichener Einspänner, dessen Eigenthümer nach seinem Aeußern ein italienischer Pferde- oder Viehhändler sein mochte, von Laibach gegen die Schischka. Ein großer grauer Faguhund war rückwärts am Wagen angebunden. Der Eigen- thümer des Thieres muß unsere Vorsichtsmaßregeln, das Führen der Hunde an der Leine betreffend, erfahren haben und wollte, wahrscheinlich um mit der Executive des Waisenmeisters in keine Berührung zu kommen, das einfachste Mittel wählen, nämlich das Thier an den Wagen anzubinden. Diese Fahrgelegenheit verur- sachte bereits auf der Wiener Straße einen förmlichen Menschen- auflauf, denn das Thier schien diese Fessel nicht gewöhnt zu sein, das arme Geschöpf wurde durch die Schischka buchstäblich geschleppt und erfüllte das Dorf mit seinem gräßlichen Geheul. Der Vieh- händler ließ sich jedoch weder durch dieses, noch durch die nicht sehr schmeichelhaften Prädicate, welche unsere Dörfler dem Italie- ner spendeten, beirren, sondern schleppte seinen vierfüßigen Treib- gehilfen in Trab weiter.

** (Sylvester gottesdienst.) Heute Abend um 5 Uhr findet in der evangelischen Kirche der übliche Sylvester- gottesdienst statt.

Generalversammlung des ärztlichen Vereins am 28. December 1867.

Anwesend 19 Mitglieder und 1 Gast.

Nachdem das Protokoll der letzten Sitzung verlesen war, berichtete der Obmann über die Einkünfte, worunter wir Ge- schenke an Bäckern, insbesondere vom Herrn Prof. Sigmund in Wien und dem Herrn Apotheker Schenk in Laibach, zu verzeichnen haben.

Hierauf verlas der Schriftführer Prof. Valenta den Jahresbericht, aus welchem wir folgende Details hervorheben. Der Verein zählt 45 Mitglieder im Lande, 20 auswärtige. Durch den Tod verlor der Verein 2 Mitglieder: Regiments- arzt Seydl und Bezirkswundarzt v. Bed in Stein, durch Austritt 1 Mitglied. Der Verein hielt 8 Versammlungen, in welchen von 11 Mitgliedern 27 Vorträge gehalten wur- den aus den verschiedenen Zweigen der Medicin, Chirurgie, Geburtshilfe, Staatsarzneikunde u. s. w.

Außerdem machte der Verein eine Eingabe an den Landesauschuß um Eistirung der Aufhebung der Bezirks- cassen und verfaßte ein Gutachten über die Findexhausfrage, um welches er vom Landesauschuße angegangen wurde. Zum Schlusse beglückwünschte der Jahresbericht den Verein zu seinem Ausblühen.

Der Rechenschaftsbericht ergab eine Summe von 27 fl. in Barem und die Summe von 140 fl. in Rückständen, welche in der Versammlung theilweise rectificirt der Vereins- Leitung zur Einhebung empfohlen wurden. — Die Löschner- Stiftung für die Witwen und Waisen ergibt einen Stand von 482 fl.

Bei der hierauf vorgenommenen Wahl der Vereins- leitung wurde die bisherige wiedergewählt: Dr. Schiffer als Obmann, Prof. Valenta als Schriftführer und Matth. Fing als Cassier. Die beiden ersten dankten für das neuer- vings bewiesene Vertrauen.

An der Tagesordnung stand nun die Wahl von Ehren- mitgliedern und auswärtigen Mitgliedern. Nachdem Dr.

Stöckl darauf aufmerksam machte, daß bei der numerischen Kleinheit des Vereins es leicht geschehen könnte, daß bei fortwährender Neureinigung von Ehren- und auswärtigen Mitgliedern der Schwerpunkt des Vereins außer Landes verrückt werde, wurde sein Antrag, dieses Jahr gar keine Ernennungen vorzunehmen, zum einstimmigen Beschlusse erhoben.

Nachdem der Voranschlag pro 1868 bewilligt und die Feststellung der zu abonnirenden Zeitschriften nach kurzer Debatte beendet war, kam der Antrag der Vereinsleitung zur Discussion, den Bericht über die Thätigkeit des Vereines seit seinem Bestande in Druck legen zu lassen. Dr. Stöckl brachte den Kostenpunkt zur Sprache und äußerte in dieser Richtung seine Bedenken. Nach längerer Debatte wird ein Vermittlungsantrag Dr. Stöckls zum Beschlusse erhoben, nämlich die Vereinsleitung solle sich über die Kosten der ver- schiedenen Arten der Vervielfältigung, z. B. Lithographie, Schnellpresse u. s. w. informieren und die nächste Monats- versammlung dazu erst dann den definitiven Beschlusse fassen.

Hierauf kamen die vorher schriftlich eingebrachten An- träge Dr. Gausters auf Abänderungen der Statuten zur Debatte. Die Anträge Gausters gehen dahin, die Thätigkeit des Vereines, der bisher ein wissenschaftlicher war, dahin auszudehnen, daß der Verein auch die Förderung der Stan- desinteressen in den Kreis seiner Wirksamkeit zöge, sowie die Förderung der hygienischen Interessen des Landes Krain. Ferner enthalten seine Anträge noch weitere, jedoch unwe- sentlichere Abänderungen der Statuten, z. B. Einführung eines Censurcomité's für die Prüfung des Rechenschafts- berichts u. s. w.

Er motivirte seine Anträge, respective die principiellen Abänderungen der Statuten, indem er hervorhob, daß der Verein ohnedies durch seine Gutachten und durch die Ini- tiative in der Sache der Bezirkscassenaufhebung aus dem engen Rahmen herausgetreten sei, daß der Verein der Ver- treter der Aerzte sei, daher es ihm obliege, die Standes- interessen derselben zu vertreten, und daß die Fragen der öffentlichen Sanität die Aerzte so sehr berühren, daß sie sich derselben nicht entschlagen können.

Hierauf nahm Dr. Keesbacher das Wort, indem er hervorhob, daß der Verein, nach den eigenen Worten des soeben verlesenen Jahresberichtes, im blühenden Zustande sei, daß es also nicht notwendig erscheine, die Statuten zu ändern, indem sie sich ja bewährten; er constatirte ferner, daß die Lebensfähigkeit des Vereines in seinem Lesekreise gravitire und es sei gefährlich, die Thätigkeit des Vereines zu erweitern, indem man von Neuem noch nicht wisse, ob es sich bewähre.

Seine Mitgliederzahl sei eine so kleine, daß die öffent- liche Thätigkeit desselben zu wenig Nachdruck habe, indem seine Ansichten eben nur die Ansichten weniger Aerzte seien. Das Wiener Doctors-Collegium bestehe aus 700 Aerzten, und als sie in Vertretung ihrer Competenz zum Minister gingen, um ihn zu bitten, den Dr. Helm zum Sanitätsreferenten zu machen, sagte ihnen dieser: er könne den geäußerten Wunsch nur als die Ansicht mehrerer Aerzte betrachten.

Ein Verein solle nur etwas unternehmen, was Aus- sicht auf Erfolg habe; er erinnere an den Erfolg, den ein Promemoria des Vereines an den Gemeinderath betreffs der Errichtung einer Schwimmschule in Laibach hatte, indem dasselbe bis heute und trotz der Urgirung von Seite eines Mitgliedes in seiner Eigenschaft als Gemeinderath unbeant- wortet blieb; überhaupt könne er den Verein nicht als Ver- treter der Aerzte betrachten. Außerdem mache die Organi- sation des Vereines demselben die Vertretung der ärztlichen Standesinteressen unmöglich, denn der Verein bestehe aus

zwei Ständen, deren Interessen sich geradezu diametral ent- gegenstehen, durch eine zufällige Majorität des einen Stan- des in der Sitzung werde das Interesse des andern Stan- des geschädigt. Wenn der echte Geist der Collegialität wieder zu Ehren komme, seien das Ansehen und die Interessen des Standes auch ohne Verein gewahrt. Darin fehle es eben.

Und was die Fragen der Sanität anbelange, so sei dies in großen Körperschaften etwas anderes, da berathen Fachsectionen, in einem so kleinen Vereine sind nur 2 bis 3 Fachmänner, denn die große Majorität des Vereines seien praktische Aerzte, welche sanitäts-politische Fragen nicht zum Gegenstande besonderer Studien machen; man wähle zudem nicht einmal die Fachmänner in die Comité's, sondern stets dieselben Aerzte, daher seien solche Aussprüche des Vereines nur die Ansichten von zwei Aerzten. Daß nun die anderen Aerzte ihre Stimmen dazu legen, sei nicht nöthig, da ja diesen Aerzten der Weg der Offenlichkeit, der fachmännischen und nichtfachmännischen Presse offen stehe, und eine gebiegene Arbeit werde sich an maßgebenden Orten bemerkbar machen und durch die etlichen Unterschriften der übrigen Vereins- mitglieder an Nachdruck nicht gewinnen.

Ein anderes sei es, wenn der Verein gefragt werde, aber ungefragt solle er in Berücksichtigung seiner bescheide- nen Dimensionen nicht sprechen. Dr. Keesbacher bean- tragt schließlich, die Statuten sollen unverändert erhalten werden.

Dr. Gauster replicirt hierauf, daß die Statuten, ab- gesehen von seinen Anträgen, unklar und mangelhaft seien, daß es unrichtig sei, daß die Thätigkeit des Vereines erfolg- los sei, indem es größtentheils dem Vereine zu danken sei, daß die Aufhebung der Bezirkscassen sistirt wurde; daß die Aerzte am Lande dem Vereine untreu werden könnten, wenn der Verein den Schutz ihrer Interessen ablehne; der Verein habe bisher durch solche Initiative gegen den Wortlaut der Statuten bewiesen, daß der Rahmen zu enge sei, daher solle man den Wortlaut der Statuten präcisiren; bisher konnte der Verein aus den Statuten heraustreten, aber nach dem Inlebenreten des neuen Vereinsgesetzes könne die Regie- rung dem Vereine entgegentreten u. s. w.

Nachdem hierauf Dr. Eisl, als Mitredacteur der bisherigen Statuten den Anwurf der Unklarheit derselben zurückgewiesen hatte, erwiedert Dr. Keesbacher, daß die Abgabe eines Gutachtens, wenn ein solches erbeten werde, den wissenschaftlichen Zweck des Vereines nicht alterire, zudem sei für Staatssanitätsfragen ohnehin die Medicinalcommission da; wenn die Regierung der Thätigkeit des Vereines ent- gegentreten will, so bieten die Statuten auch keinen Schutz, indessen sei dies gar nicht anzunehmen u. s. w.

Nach einer kurzen Debatte, an welcher sich auch Prof. Valenta theilte, wird zur Abstimmung geschritten und der Antrag des Dr. Keesbacher auf Belassung der bis- herigen Statuten mit 13 Stimmen gegen 5 angenommen, eine der Majorität sich anschließende schriftlich hinterlassene Stimme eines Mitgliedes, welches früher den Saal verlies, wurde nicht mitgezählt.

An der Tagesordnung standen noch zwei Anträge Dr. Gausters, nämlich: Antrag auf eine Petition an den Reichs- rath bezüglich künftiger Organisation des Armensanitätsdien- stes und der Armenhebammenhilfe, sowie Antrag zur Nieder- setzung eines Comité's behufs Vorlage einer Petition an den Reichsrath bezüglich der Reform der Organisation der Me- dicinalbehörden.

Dr. Gauster zog beide Anträge, als in den Na- men der Statuten nicht mehr passend, zurück, worauf die Sitzung geschlossen wurde.

Aus der Sitzung des Gemeinderathes vom 30. December.

Anwesend unter dem Vorsitze des Herrn Vicebürger- meisters Dr. Drel 20 Gemeinderäthe, von Seite der Re- gierung Herr k. k. Regierungsschreiber Hotzschewar.

Der Vorsitzende theilt eine Zuschrift des k. k. Landes- präsidenten mit, wodurch der Gemeinderath in Kenntniß ge- setzt wird, daß die Leiche weiland Sr. Majestät des Kaisers Maximilian von Mexico in der ersten Hälfte des Monats Jänner 1868 (der Tag kann noch nicht bestimmt werden) in Laibach eintreffen werde und die Spitzen der Behörden sich zu ihrem Empfange einfinden werden, wozu auch der Gemeinderath eingeladen wird. Ferner theilt derselbe die Antwort Sr. Excellenz des Herrn Statthalters von Nieder- österreich, Grafen Gustav Chorinsky, auf die an ihn er- lassene Beileidsadresse mit, dann eine Note der k. k. Finanzdirection, wornach die Regierung geneigt ist, das Waaghaus am Rann um den Betrag pr. 2000 fl. der Stadtgemeinde zu überlassen und den Vertrag in Kürze zur Unterfertigung mittheilen werde, in welchem die sogleich bare Bezahlung des Kaufschillings stipulirt ist. Der Gemeinderath von Graz hat seinen Rechenschaftsbericht für das J. 1866 mitgetheilt. Vicebürgermeister macht aufmerksam, daß dieser Gemeinderath um Vermeerung der Viehmärkte zur Sicherstellung des Fleischbedarfes, ebenso wie jener von Triest, eingeschritten sei, welche Wahrnehmung ihn (den Vice- bürgermeister) veranlaßt habe, einen ähnlichen Antrag beim hiesigen Magistrat zu stellen. Endlich erwähnt der Herr Vicebürgermeister, daß der Magistrat vom Landespräsidenten aufgefordert wurde, die Verfügung zu treffen, daß alle frei- herumlaufenden Hunde, ob mit oder ohne Marke, verstigt werden. Da jedoch Fälle vorkommen, wo Hunde durch ein Versehen entkommen, so wäre der Magistrat zu beauftragen, auf solche Fälle ausnahmsweise Rücksicht zu nehmen. Bür- germeister Dr. Costa beantragt, die Verfügung hierüber

erst vor wenigen Monaten das Local bezogen hatte, daß am „weißen Bock“ kein neuer Gast mehr sei, son- dern schon öfters, wenn ihn Geschäfte in die Stadt brin- gen, unter dem vorigen Gasthauspächter, um den er sich auch erkundigte, hier übernachtet habe.

Ein schöner, schwerer Sigelring, eine goldene Uhr- kette, der ganze Anzug wie das Ansehen des Ankomm- lings ließen schließen, daß er ein wohlhabender, wenn nicht reicher Handelsmann sein müsse. Und das bewährte sich auch. Er war Tuchhändler und Realitätenbesitzer aus einer kleinen Landstadt und hatte, wie er vorgab, in der neuen Tuchfabrik, die außerhalb der Stadt lag, Geschäfte. Wirth und Wirthin wetteiferten, nun dem ansehnlichen Manne alle möglichen Aufmerksamkeiten zu erweisen. Als der Kellner zurückkam und meldete, er habe die Reisefachen auf das grüne Zimmer gebracht, bedeutete der Gastgeber dem Fremden, daß er das hübsche Zimmer für sich allein haben werde.

„Ich habe zwar schon in demselben Zimmer allein, aber auch einige male in dem großen, gemeinschaftlichen Zimmer nach vorne hinaus geschlafen“, meinte dieser. „Es macht mir nicht viel, auch mit anderen Reisenden zusammen zu übernachten, indessen, wenn das grüne Zim- mer eben leer ist, so soll es mir lieb sein.“

Als er eben sein Nachtmahl eingenommen hatte, die Beche bezogen und sich zur Ruhe begeben wollte, fuhr ein Wagen vor das Haus. Ein Herr mit einer Frau und einem jungen Mädchen trat ein.

„Welche Ueberraschung verehrtester Hausherr!“ sagte der Wirth, die neuen Gäste freundlich begrüßend. „Ich hoffte Sie erst zu Markte hier zu sehen, desto besser, daß Sie uns schon heute mit Ihrem Besuch erfreuen!“

„Lieber Herr!“ wandte er sich jetzt zu dem Frem- den, „dieser Herr mit Familie hier ist mein Hausherr, ein Gutsbesitzer vom Lande. Wenn er uns das Vergnün-

gen schenkt, in die Stadt zu kommen, so ist das grüne Zimmer seine Wohnung. Würden Sie daher wohl die Güte haben“ —

„Ja dem großen Zimmer zu schlafen, nicht wahr? — Nun, das versteht sich, lieber Wirth, machen Sie sich keine Sorge. Unter dem frühern Gastgeber ging in die- sem Hause alles ehrlich und ordentlich zu, ich hoffe es auch jetzt so zu treffen.“

„Gewiß, gewiß, verehrter Herr!“ entgegnete der Wirth. „Ich werde nur das für Sie eigens hergerich- tete Bett in das große Zimmer übertragen lassen und sogleich Anstalten dazu treffen. Sie werden auch in die- sem Zimmer wahrscheinlich allein bleiben, in dem vordern aber schlafen die Drei, die dort Tarock spielen und die eigentlich bei mir wohnen, also wie zum Hause gehören.“

„Gut, ich bin's zufrieden; nur ein Nachtlcht lassen Sie mir hineinstellen, ich bin es so gewohnt“, sagte der Passagier, zahlte die Beche wie das Nachtquartier und begab sich bald darauf mit dem voranleuchtenden Stuben- mädchen, das ein Nachtlcht mitnahm, in das obere Stockwerk.

„Mir ist es so bang, so ganz eigen in diesem großen Gemache, mein Kind!“ äußerte sich der Gast, als er eben eingetreten war, gegen das Dienstmädchen. „Die Luft ist hier so drückend, so schwer.“

„Ich werde eines der Fenster öffnen, dann wird es besser werden“, sagte dienstdienstlich das Mädchen, that es, räumte das weiße einladende Bett ab und verließ den Fremden mit einem „Gute Nacht!“

Das Gasthauslocale füllte sich nun, wie der Abend vorschritt, mit den täglichen Gästen. Die Hausherrn- familie hatte unterdessen zu Nacht gegessen, empfahl sich bald darauf und bezog ihr Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

